

dot
books

Viveca Lärn

FRÜHLING AUF SALTÖN

Roman



dem Regattaturm lagen Raketenstöckchen verstreut, und eine in der Neujahrsnacht zerschlagene Scheibe war durch ein Holzbrett ersetzt worden.

Emily bog vom Weg ab und schwang die Arme.

»Seltsam«, sagte sie. »Odd. Seltsam. Odd.«

Als sie zu ihrem Haus kam, erkannte sie den Briefkasten nicht wieder. Sie konnte sich nicht erinnern, welche Farbe er gehabt hatte, aber auf keinen Fall diese hier. Sie klappte den Deckel hoch, aber der Kasten war leer. Umso besser. Das Tor quietschte nicht, und die Haustür war verschlossen. Sie nahm ihr Schlüsselbund aus der Tasche und versuchte, den langen Schlüssel in das Sicherheitsschloss zu stecken. Er passte nicht.

Emily seufzte. Also musste sie zum Tabakladen gehen und mit Blomgren reden. Sie schüttelte den Kopf. Wann konnte man sich auf seinen Ehemann schon mal verlassen.

Sie ging zum Holzschuppen und tastete auf der Leiste oberhalb der Tür entlang, aber der Ersatzschlüssel war auch weg.

Wie schön wäre es, ein Bad nehmen zu können, dachte sie.

Sie machte das Tor hinter sich zu und ging die Straße hinauf.

Doch plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen und griff sich ans Herz. Die Umgebung verschwamm vor ihren Augen, und sie musste sich unwillkürlich an den Zaun lehnen.

»Mein Gott.«

Emily stöhnte laut. Sie wohnte ja gar nicht mehr hier. Blomgren und sie waren geschieden. Wie in aller Welt hatte sie das vergessen können? So alt war sie doch noch nicht.

Sie konnte sich nicht entschließen, wohin sie gehen sollte. Die Kleider musste sie zu einer anderen Zeit holen. Natürlich könnte sie zur Villa des Doktors gehen, aber wer will schon in das Haus seines Vaters, wenn er tot und begraben ist und die Möbel alle eingelagert sind? Die Anzüge hatte sie in kleine Fetzen geschnitten und in Müllbeutel gepackt, denn sie waren zu schön für die Kleidersammlung gewesen. Alles im Haus des Doktors war ausgeräumt, und nun wartete die Villa darauf, gezeigt und verkauft zu werden. Außerdem hatte der Makler einen Schlüssel. Wie würde das denn aussehen, wenn er in hellblauen Schuhschützern aus Plastik über das Parkett geglitten kommen würde und die dicke Tochter des Doktors ohne Schaum in der Badewanne fände.

Im Krankenhaus hatte man ihr angeboten, dass sie duschen könnte, aber Emily hatte dankend abgelehnt. Wahrscheinlich hatte sie den Verstand verloren. Sie dachte eine Menge vernünftiger Sachen, aber was sie dann tat und aussprach, war eine ganz andere Geschichte. Idiotisch.

Das Einfachste wäre vermutlich gewesen, die Identität zu wechseln. Sie kannte schließlich einen Polizisten. Bestimmt würde Christer ihr helfen, einen neuen Personalausweis zu bekommen, und wenn sie sagte, dass ihr Papa Arzt gewesen war, würde sie sicher auch einen guten plastischen Chirurgen finden. Emily war mit einem Mal ganz schwindelig.

Weil ihr nicht einfallen wollte, wo sie wohnte, war sie richtig froh, als sie feststellte, dass sie vor *dem Kleinen Hund* stand und dass das Lokal auch geöffnet war.

In der Tür stand der widerliche Frauenheld Kabbe und grinste, dass man seine frisch gebleichten Zähne sah. Emily war froh, dass ihre alte Freundin Lotten ihn verlassen hatte. Sie hatte gehört, dass er krank und depressiv gewesen war, und da konnte man sich ja nur leicht ausrechnen, dass ein Krug nur so lange zum Brunnen ging, bis er brach. Jetzt würde er sicher eine abartige Bemerkung machen wie: »Ja, da kommt ja Emily, da gibt es ordentlich was anzufassen, das mögen die Männer.« Emily hatte sicher an die zehn Kilo verloren, seit sie das Café eröffnet hatte, aber das würde ein Schwein wie den nicht daran hindern, süffisante Bemerkungen zu machen.

Sie näherte sich mit würdevoller Miene dem Eingang.

Kabbe beeilte sich, ihr die Tür aufzuhalten. Er verbeugte sich tief und sah ihr ernst in die Augen und nicht auf ihre Oberweite, wie er es normalerweise tat, wenn er einer Frau gegenüberstand.

»Emily, wie schön, dich frisch und munter zu sehen«, sagte er und sah ihr stur in das blasse Gesicht. »Es tut mir sehr Leid, dass dein lieber Vater abberufen wurde.«

Er schloss erst die Augen und richtete dann einen warmen Blick zum Himmel.

»Ich weiß, Emily, dass irgendjemand da oben sich gut um ihn kümmern wird. Das hat der Doktor verdient.«

Er nahm Emilys Hand in die seine und umklammerte sie auf fast religiöse Weise. Emily blieb die Luft weg.

»Hast du das bisschen Verstand verloren, das du hattest?«

Kabbe tat so, als würde er sie nicht hören.

»Darf ich dich zu etwas einladen, Emily? Eine Tasse Kaffee, ein Glas Wein, das Tagesgericht? Das ist heute Bœuff Stroganoff...«

Und zu ihrem eigenen Erstaunen ließ Emily sich zu einem Tagesgericht mit einem Glas Rotem einladen.

Kabbe trug selbst auf, und dann setzte er sich mit einem großen Becher Kaffee Emily gegenüber.

»Du siehst wirklich gut aus, Emily. Hast du abgenommen? Es ist phantastisch, dass du den Tod deines Vaters so gut verkraftet hast.«

»Worauf willst du hinaus?«

Kabbe lachte laut.

»Ja, das sagen die Leute oft zu mir, Emily. Sie erkennen mich nicht wieder, weil ich so freundlich geworden bin. Die Krankheit, also die Depression, hat mich das eine oder andere gelehrt. Nein, ich bin nicht auf deinen Körper aus, Emily.«

»Jetzt erkenne ich dich wieder. Sag mal, habt ihr im *Kleinen Hund* schon mal was von Gewürzen gehört?«

»Entschuldige. Du bist ja jetzt Großstädterin. Wie läuft es denn so für dich? Ich wollte ja selbst immer mal kommen und dein Café in Haga besuchen, aber es ist nie was draus geworden. Aber glaube mir, Emily, eines Tages stehe ich da, und dann bist du diejenige,

die mich zu etwas Gutem einladen kann. Etwas Gewürztem! Das sage ich dir.«

Emily nickte.

»Bestimmt. Ich bin immer da. Flambierte Kekse könntest du bekommen.«

»Flambierte Kekse? Das klingt zwar komisch, aber ich probiere es gern. Wo wohnst du, wenn du auf Saltön bist, Emily? Die Villa des Doktors ist ja völlig ausgeräumt. Ich bin heute selbst dort gewesen. Nicht als Spekulant, aber es ist doch immer nett zu sehen, wie andere Leute wohnen, und der Makler und ich sind in dieselbe Schulklasse gegangen. Man weiß ja nur wenig darüber, wie der Doktor in seinen jungen Jahren lebte... Wohnst du bei diesem dicken Polizisten? Ich meine, Christer? Also, er ist ja ein netter Kerl, aber doch wohl nichts für dich, würde ich sagen. Und Blomgren, das ist ja wohl vorbei, oder? Also, wenn du mich fragst, ist der bald wieder verheiratet.«

Kabbe lächelte sie an.

»Du weißt, dass ich eine große Wohnung habe, wenn du mal einen Platz zum Übernachten brauchst.«

»Hör auf, Kabbe«, sagte Emily und ging zur Tür.

Er sah ihr gedankenverloren nach. Die hatte eine Schraube locker. Mindestens.

Als Emily auf die Straße hinauskam, roch es nach Rauch, und sie zuckte unwillkürlich zusammen. Es war der Apotheker, der auf einem kleinen Haufen auf seinem Grundstück Laub und Zweige verbrannte.

»Man muss vorsichtig sein«, rief er Emily zu. »Nach Walpurgis darf man kein Feuer mehr machen. Aber Sie müssen doch zugeben, dass es gut riecht, oder?«

»Ja, stimmt«, erwiderte Emily, die sich plötzlich sehr müde fühlte.

Was war sie nur für ein missratener Mensch, der keine Freunde hatte, zu denen er gehen konnte. Und Christer machte sich bestimmt schon Sorgen. Aber allein der Gedanke an sein fettes, sorgenvolles Gesicht verursachte ihr Übelkeit. Sie seufzte, wendete aber ihre Schritte langsam in Richtung der Mietshäuser. Schließlich hatte sie keine andere Wahl.

Man hat immer eine Wahl, Emily, hörte sie die Stimme ihres Vaters in ihrem Kopf sagen.

»Okay«, sagte sie laut, »ich habe eine Wahl, aber ich habe auch Verantwortung.«

Jetzt war es still da drin.

Der Weg machte sie atemlos, aber es war gut, von dem Rauchgeruch wegzukommen.

»Riechst du den Frühling?«, fragte MacFie und legte den Arm um Sara.

»Frühling in Paris«, sagte Sara. »Ist es auch sicher, dass man vom Dachfenster aus Notre-Dame sehen kann?«

»Ja, das sagte jedenfalls Jacques, und der hat, soweit ich mich erinnern kann, keine Phantasie. Wir müssen dann einfach etwas Eigenes mit noch besserer Aussicht finden, aber es ist schön, etwas für den Anfang zu haben.«

Sara nickte. Sie war wirklich zufrieden. Saltön kannte sie nach den letzten neun Monaten allzu gut. Sie brauchte Großstadtluft und Gesellschaft. MacFie hatte massenhaft alte Freunde in Paris. Auch Frauen, aber denen konnte man ja leicht aus dem Weg gehen, man musste einfach nur schnell wegrennen. Mit alten, gelifteten Französinen in engen

Röcken und mit hochgezogenen Augenbrauen nahm sie es noch allemal auf. Und dann noch deren piepsige Stimmen. Ja gut, das mit den Stimmen hatte sie sich selbst ausgedacht.

Sara wollte mit MacFie in tausend lustigen Cafés unter blühenden Kastanien sitzen und einfach nur sein.

Sie könnte sich einen Job in irgendeiner netten Bar suchen, um das Studium zu finanzieren, und vielleicht würden sie sich ein paar Hunde anschaffen, die MacFie dann im Park ausführen könnte. Und sie würden Kirchen anschauen – meine Güte, was würden sie viele Kirchen anschauen.

MacFie sah sie mit seinen hellblauen Augen an.

»Ich muss gestehen, dass ich sie vermissen werde, auch wenn sie so einfältig sind.«

»Natürlich«, sagte Sara, »aber der Doktor ist sowieso tot, und deine anderen Freunde können doch kommen und uns in Paris besuchen.«

»Ich meinte die Hühner.«

Die scharften in diesem Moment im Garten und drehten eine letzte Runde, ehe sie für die Nacht ins Hühnerhaus mussten. Alle waren da: Audrey Hepburn, Leslie Carón, Marilyn Monroe, Greta Garbo und Julia Roberts. Vom Hahn Gregory Peck war keine Spur zu sehen. Er tröstete sich wahrscheinlich drinnen im Haus mit Cornflakes aus dem Futtertrog. Es war nicht leicht, in einer solchen Versammlung der einzige Herr zu sein.

»Ich muss mir noch überlegen, was ich mit meinen Hühnern mache«, murmelte MacFie.

Sara begriff, dass das Einzige, was ihr dazu einfiel, unpassend war, und hielt lieber den Mund. Außerdem war sie sowieso Vegetarierin.

Seit dem Abend, an dem MacFie in die Petroleumlampe geschaut und vorgeschlagen hatte, dass sie für immer nach Paris ziehen sollten, hatte sie fast jeden Augenblick genossen. Jeden Morgen, wenn sie von Gregory Peck geweckt worden war, hatte sie dagelegen und MacFies dünnes, struppiges Haar angeschaut. Sie hatte mit Leichtigkeit seine Katze Clinton ertragen, die eifersüchtig an der Decke gerissen und gekratzt hatte. Dass MacFie bereit war, solch ein großes Opfer zu bringen, damit sie im Leben auf die richtige Bahn kam! Er musste sie wirklich lieben.

Saras Kalender war bereits in eine Tabelle zum Herunterrechnen verwandelt. Ostern würden sie dort sein. Dann würde die Wohnung, die MacFie organisiert hatte, frei werden. Wie aufregend, möbliert zu wohnen. Nicht ein Stück, das die großen Gedanken und die Liebe störte. Sie würde Französisch und Kunstgeschichte pauken, auf einem Bein am Ufer der Seine entlanghüpfen und, ohne die Geduld zu verlieren, MacFies Ausführungen über den marktwirtschaftlichen Zustand der Welt lauschen.

Dann würde sie neue Freunde kennen lernen und nachts geheime Elixiere brauen und sie MacFie unterjubeln, damit er niemals sterben würde.

Die Ostsee würde sie nicht vermissen, ganz zu schweigen von dem Westwind, der auf Saltön nie Ruhe gab. Sie würde eine kontinentale Großstadteuropäerin sein, und keine alten Klassenkameraden könnten mehr kommen, um ihr MacFie wegzunehmen.

Keiner von ihnen beiden hatte sonderlich viele Besitztümer, und sie hatten entschieden, abgesehen von Kleidern, nur fünf Dinge mitzunehmen – MacFie in seiner alten Reisetasche aus braunem Rindsleder, die leer sicher schon fünfzehn Kilo wog, und Sara in ihrem

Rucksack.

MacFie wollte zwei Bücher und drei Schallplatten mitnehmen. Falls seine Pfeife eingerechnet werden würde, könnte er eben nur zwei von jedem einpacken. Und sieben Dosen Honig.

»Honig ist wie Kleider«, sagte er und betrachtete traurig seine Bienenkörbe. Wer würde sich jetzt um die Bienen kümmern?

»Du wirst Elektrizität und warmes Wasser haben«, sagte sie.

»Ich habe diese neuen Wellen-Sachen schon seit Rousseaus Tagen mitgemacht. Irgendein Volt oder Watt beeindruckt mich nicht. Ich habe den Kopf in der Erde.«

Aber er lachte, und das war das Beste.

MacFie nahm Anlauf. Sara nahm Anlauf.

»Wem wirst du das Haus verkaufen?«

»Ich werde es nicht verkaufen.«

Sie rückte von ihm ab.

»Dann ist es also nicht ernst! Nur eine kleine Urlaubsreise? Und dann zurück zu Haus, Hühnern und Bienen?«

»Nun mal immer mit der Ruhe. Ich werde das Haus nicht verkaufen. Ich werde es verschenken.«

Sara nahm nach Paris Stirnband, Schrittmesser, Korkenzieher, Knoblauchpresse und eine Flasche Yves Saint Laurent mit.

»Es gibt so viele Dinge, die im Ausland verdammt schwer zu bekommen sind«, sagte sie. »Ich bin nämlich auch schon draußen in der Welt gewesen.«

Emily lächelte belustigt, als sie an Kabbes seltsamen Anbiederungsversuch dachte. Das Geld, das sie hatte, war festgelegt, deshalb musste er ganz einfach auf ihren Körper scharf gewesen sein, wenn er es auch gut verbarg.

Sie seufzte tief und schloss die Augen. Da sah sie plötzlich das eifrige Gesicht des Feuerwehrmanns vor sich. Was wollte der denn hier? Nichts. Er konnte doch unmöglich mit der kleinen Tunte Kabbe verwandt sein, oder? Plötzlich fühlte sie sich unglaublich müde und kehrte zu ihrem Entschluss zurück, nach Hause zu Christers warmer Wohnung zu gehen. Wie ein müdes, hungriges Kind.

»Ich glaube, das Weglaufen verschiebe ich auf morgen.«

Sie hoffte, dass er nicht zu Hause sein würde. Dann öffnete sie die Luke zum Müllschlucker in seinem Haus und spuckte ihr Kaugummi hinein, sodass es knallte. Als Kind in ihrer Doktorsvilla war sie immer unglaublich neidisch auf ihre Klassenkameraden gewesen, die in Mietshäusern wohnten, wo alle einander lieb hatten und es einen Müllschlucker gab.

Aber nein. Sie hatte kaum die Tür aufgeschlossen, da umschloss er sie schon mit einer tröstenden Umarmung, bis ein beißender Gestank sie dazu brachte, sich loszureißen.

»Deine Tütensuppe brennt an, Christen«